

Predigt über Apostelgeschichte 6,1-7; Ehringen am 6. September 2020

In der Gemeinde gibt es viele Menschen, die alt sind; Menschen, die verwitwet sind und darum häufig einsam. Die Kinder gehen tagsüber zur Arbeit und leben ansonsten ihr eigenes Leben. Sie kommen natürlich regelmäßig vorbei, aber den Ehepartner ersetzen, das kann niemand. Und so sitzen sie oft genug zu Hause, sprechen kaum mal mit jemandem – und überlegen sich, wer sie besuchen könnte.

Und oft ist dann der Gedanke nahliegend, dass doch eigentlich mal der Pfarrer vorbeikommen könnte, um mit ihnen zu sprechen, Zeit zu haben und vielleicht eine Tasse Kaffee zu trinken. Und so ruft man beim Pfarrer an oder lässt es ihn über andere Kanäle wissen, dass ein Besuch gewünscht wird.

Und nun passiert etwas Unglaubliches: „Das ist nicht meine Aufgabe“, sagt der Pfarrer. „Meine Aufgabe ist, Gottesdienste zu halten, das Evangelium zu lehren und zu beten, aber nicht zu Tisch zu sitzen und mit den Leuten Kaffee zu trinken. Ich komme nicht.“

Bevor Sie jetzt gedanklich abirren, weil Sie das von Ihrem Pfarrer niemals gedacht hätten oder weil Sie womöglich vielleicht meinen, dass ihm das ähnlich sehe, lassen Sie mich Ihnen sagen, dass das nicht hier in Ehringen passiert ist. Nein, passiert ist es in Jerusalem zur Zeit der Urchristen.

„In jenen Tagen“, berichtet uns der Evangelist Lukas in seiner Apostelgeschichte, *„erhob sich ein Murren in der Gemeinde, weil die Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung. Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und stattdessen Tischdienst machen.“* (Apostelgeschichte 6,1-2).

Das dürfte die Laune der Gemeindeglieder nicht unbedingt verbessert haben. Aber, so schreibt Lukas zur Begründung, die Gemeindeglieder waren mittlerweile dermaßen viele, dass es für die zwölf Apostel nicht mehr zu leisten war, jeden einzelnen so intensiv zu versorgen mit Gebet, mit Seelsorge, aber eben auch mit der Sorge für den täglichen Bedarf, wie es von ihnen erwartet wurde. Und enttäuschte Erwartungen sind immer ein Grund für Murren, vielleicht besonders in einer Christengemeinde. „Gerade von der Kirche hätte ich anderes erwartet“, heißt es dann schnell. Aber auch ich kann nicht jeden der etwa 770 Menschen, die mir anvertraut sind, so versorgen, wie ich es gerne würde und wie es von mir erwartet wird. Und normalerweise

versorgt ein Pfarrer mit einer ganzen Pfarrstelle etwa 1500 Menschen. Was also tun? Die Urchristen entwickelten ein damals bahnbrechendes Konzept:

„Darum, ihr lieben Brüder“, sagten die Apostel, „seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Heiligen Geistes und Weisheit sind, die wir bestellen wollen zu diesem Dienst. Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.“ (6,3-4)

Von nun an gab es eine Aufgabenteilung innerhalb der christlichen Gemeinschaft. Die Aufgabe der einen war es, Gottesdienste zu halten und das Evangelium zu lehren und mit den Menschen zu beten. Das waren die Priester und die Ältesten. Daneben gab es zunächst sieben - später mehr - „Diakone“, deren Aufgabe es war, die Menschen mit dem Notwendigen zu versorgen. Daher leitet sich das heutige Wort „Diakonie“ ab, wo die Kirche noch heute ganz tatkräftig und real Nächstenliebe übt und Menschen in schwierigen Situationen konkret hilft. Die Diakonie ist das zweite Standbein der Kirche neben dem Gottesdienst und ist genauso wichtig, damit die Kirche die Nächstenliebe nicht nur mit schönen Worten predigt, sondern auch tatsächlich praktiziert. Denn nur so bleibt sie glaubwürdig. Beten und Handeln, „ora et labora“ gehören seit jeher zusammen.

Diese Grundsatzentscheidung der Urgemeinde macht deutlich, dass Kirche mehr ist als die Pfarrer. Dass Kirche in erster Linie eine Gemeinschaft ist. Dass Kirche sich auch dann um ihre Leute kümmert, wenn der Pfarrer nicht kommt. Luther hat diesen Gedanken später aufgenommen und vom „Priestertum aller Gläubigen“ gesprochen, das bis heute ein Grundprinzip der evangelischen Kirche ist.

Gerade in diesen Monaten, wo Pfarrerinnen und Pfarrer aufgrund der Hygiene-Schutzmaßnahmen der Kirche keine Besuche machen dürfen, ist das wichtig. Denn die Einsamkeit vieler Menschen macht keine Corona-Pause. Wir PfarrerInnen dürfen telefonieren, aber nicht besuchen. Aber ich weiß, wie viele Christinnen und Christen in diesen Monaten diese wichtige Aufgabe übernommen haben. Wie viele Gemeindeglieder an den Betten der Sterbenden gesessen, Hände gehalten, gestreichelt, Lieder gesungen und gebetet haben. Sie haben Trauernde besucht, Seelsorge geleistet und getröstet. Sie haben Essen mitgekocht, Einkäufe erledigt, sie haben Geburtstagsglückwünsche überbracht und bei der körperlichen Pflege geholfen. Ihnen allen möchte ich heute ausdrücklich dafür danken!

Denn Sie alle haben dazu beigetragen, dass Kirche sich um ihre Leute gekümmert hat, auch wenn der Pfarrer nicht kommen konnte, nicht kommen durfte. Das protestantische Prinzip des Priestertums aller Gläubigen ist die einzige Karte, die wir als Kirche im Moment ausspielen können, um unsere Alten und Einsamen in dieser schwierigen Zeit zu versorgen. Denn kein Gesetzgeber und keine Kirche kann den Christenmenschen vorschreiben, was sie privat zu tun und zu lassen haben. Und wir merken an all diesen Diensten, dass unsere viel beschworene Gemeinschaft tatsächlich funktioniert und trägt, wenn es darauf ankommt.

Vielleicht waren wir in den Kirchen in den letzten Jahrzehnten zu sehr auf die Pfarrer fixiert. Wenn der Pfarrer nicht kam, hat sich „die Kirche“ nicht gekümmert. So hieß es oft. Und dann war die Enttäuschung und das Murren groß wie damals in der Urgemeinde. Manche sind deswegen verärgert aus der Kirche ausgetreten. In diesen Monaten, wo die Pfarrer zu einem gewissen Teil aus dem Verkehr gezogen sind, entdecken viele Gemeinden wieder ihre Selbstständigkeit und ihre eigene Verantwortung, auch ihre eigenen Talente und ein Stück Vielfalt.

„Die Rede gefiel der ganzen Menge gut“, berichtet uns Lukas, „und sie stellten die gewählten Männer vor die Apostel; die beteten und legten die Hände auf sie.“ (6,5-6)

Wichtig ist dabei, dass die Christinnen und Christen dann nicht nur als Privatpersonen kommen, sondern dass sie sich dabei auch als *Christen* zu erkennen geben und als Menschen der *Kirche* kommen, als Mitglieder dieser Gemeinschaft. Dass sie nicht nur Nachbarschaftshilfe oder Freundschaftsdienste leisten, sondern auch christliche Nächstenliebe. Dass sie wie selbstverständlich auch einen Gruß vom Pfarrer ausrichten, wenn sie in die Häuser gehen. Denn nur dann wird deutlich, dass es *Kirche* ist, die sich um ihre Leute kümmert. Nur dann wird deutlich, dass es der *Glaube* ist, der uns uns füreinander verantwortlich fühlen lässt und der uns in Gang setzt. Damit die Menschen nicht uns loben, sondern Gott. Und wir selber sind dann nicht nur Freunde oder nette Menschen oder zuverlässige Nachbarn – nein, wir werden zu einem Boten Gottes, oder auch griechisch: zu einem „angelos“, einem „Engel“. So sagen es die Menschen dann ja auch oft: „Ach, du bist ein Engel.“ Und wenn das deutlich wird, dann – so berichtet uns Lukas – passiert noch etwas anderes Wunderbares: „*Und das Wort Gottes breitete sich aus und die Zahl der Jünger wurde sehr groß.*“ (6,7)

Aus Enttäuschung und Murren war ein Wachsen geworden, eine Stärkung, neue Begeisterung. Denn es war Vielfalt entstanden, auch eine Gemeinschaft und eine gute Versorgung aller

Mitglieder. Und das wiederum war so attraktiv und werbend und einladend, dass viele Menschen dazugehören wollten.

„Und das Wort Gottes breitete sich aus und die Zahl der Jünger wurde sehr groß.“

Amen.